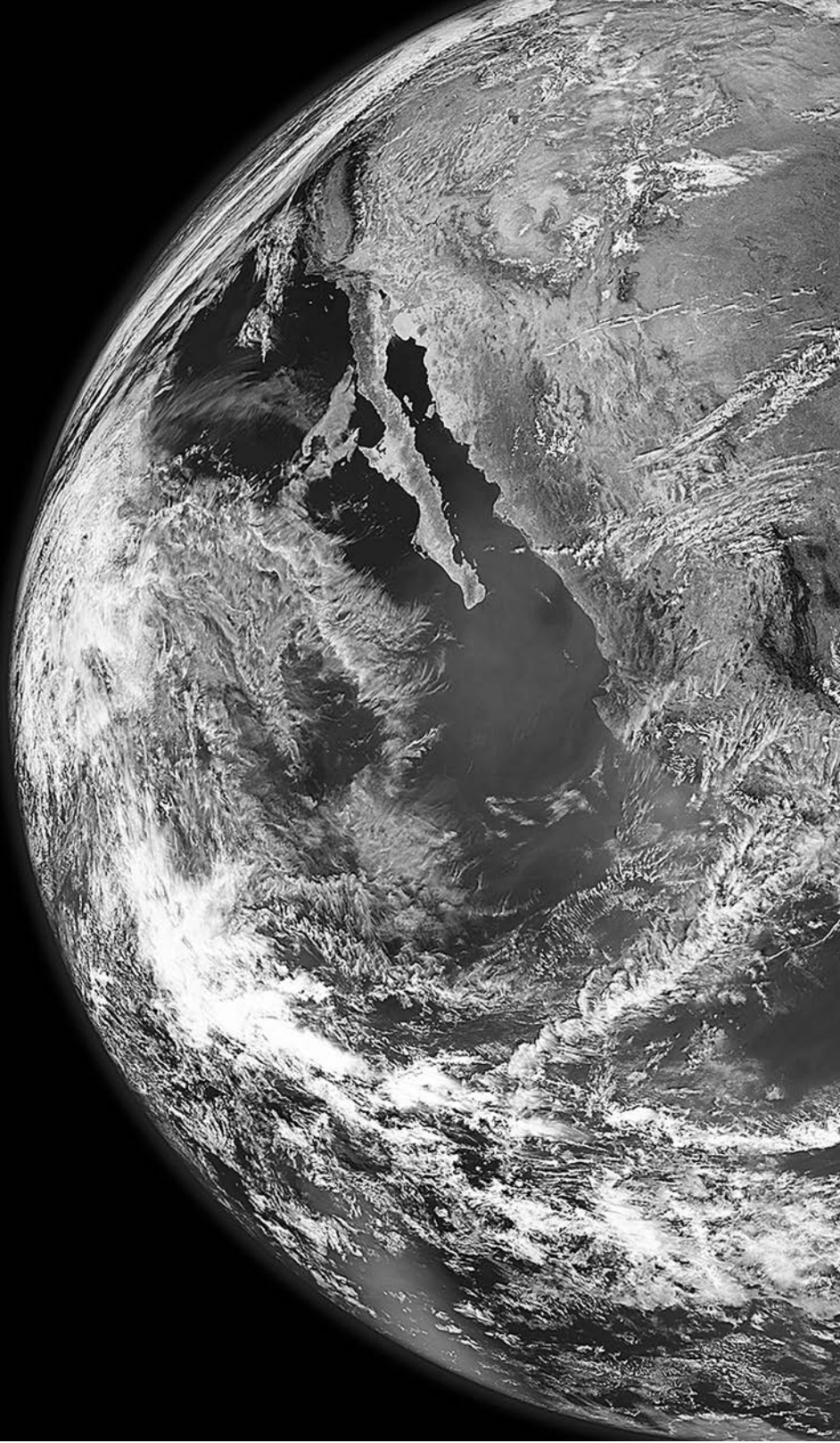


Kurt Bangert

Und sie dreht sich doch!



50 Antworten auf die
Frage, wie alles begann



Kurt Bangert

UND SIE DREHT SICH DOCH!

50 Antworten auf die Frage,
wie alles begann

THEISS

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in und Verarbeitung durch elektronische Systeme.

Der Theiss Verlag ist ein Imprint der WBG

© 2015 by WBG (Wissenschaftliche Buchgesellschaft), Darmstadt
Die Herausgabe des Werkes wurde durch die Vereinsmitglieder der WBG ermöglicht.

Satz: Melanie Jungels, scancomp GmbH, Wiesbaden
Einbandabbildung: Earth and Galaxy © Tryfonov/fotolia
Einbandgestaltung: Stefan Schmid Design, Stuttgart
Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier
Printed in Germany

Besuchen Sie uns im Internet: www.wbg-wissenverbindet.de

ISBN 978-3-8062-3029-1

Elektronisch sind folgende Ausgaben erhältlich:

eBook (PDF): 978-3-8062-3106-9

eBook (epub): 978-3-8062-3114-4

INHALT

7	Vorwort
---	---------

13	DIE MYTHISCHEN ANFÄNGE: VORZEIT UND ANTIKE
----	---

14	Schöpfungsmythen
28	Der biblische Schöpfungsbericht
42	„Out of Africa“: Der Auftritt des Menschen
60	Die Sintflut
84	Die Flutmythen
93	Der Untergang von Atlantis
106	Wo lag das Paradies?
120	Die Sprachverwirrung am Turm zu Babel
137	Der Berg Gottes
147	Jerusalem – Mitte der Erde
155	Mekka – Fußschemel Gottes
162	Die Himmelsscheibe von Nebra

174	Scheibe oder Kugel?
180	Und sie dreht sich doch
187	Von Newton bis Einstein
196	Und Gott würfelt
203	Festes Land und wandernde Kontinente
224	Die Mitte unserer Erde
231	Leben spendende Sonne
242	Rote Riesen, Weiße Zwerge und Neutronensterne
257	Schwarze Löcher
266	Das Zentrum unserer Milchstraße
284	Die Mitte des Universums
308	Vor dem Urknall und jenseits des Universums
319	Von Strings, Extradimensionen und der Theorie von allem
338	Das Geheimnis unserer Existenz
361	Epilog
364	Anmerkungen
372	Bildnachweis
373	Literatur
375	Sachregister
381	Personenregister
383	50 Fragenkomplexe

*„Und es ging aus von Eden ein Strom,
den Garten zu bewässern,
und teilte sich von da in vier Hauptarme ...
Und Gott der Herr nahm den Menschen
und setzte ihn in den Garten Eden,
dass er ihn bebaute und bewahrte.“*
(Gen. 2,10 u. 15)

VORWORT

In unserer Zeit der Computerisierung, Digitalisierung und Miniaturisierung hat sich die Wissensvermehrung der Forschung auf allen Gebieten dramatisch ausgeweitet. Selbst Wissenschaftlern fällt es zunehmend schwer, sich auf Gebieten, die nicht in ihren Kompetenzbereich fallen, auf dem Laufenden zu halten. Umso schwerer ist es für Laien, das akkumulierte Wissen, das sich in den letzten Jahrzehnten angehäuft hat, auch nur grob erfassen, verstehen oder in ein sinnvolles Weltverständnis einordnen zu können. Es ist ein schwieriges Unterfangen geworden, die Welt, so wie sie sich dem Menschen erschließt, in ihrer Gesamtheit zu begreifen und darin den eigenen Platz zu finden oder zu bestimmen. Der dramatische Wissenszuwachs, gepaart mit einer immer weiter sich verzweigenden Spezialisierung in allen Fachbereichen, macht es immer schwieriger, aber auch zunehmend dringlicher, eine Gesamtschau der Welt zu skizzieren und verständlich zu machen.

Dabei ist die Sicht von der Welt von elementarer Bedeutung für unsere Existenz als Menschen. Weltbild und Menschenbild bedingen einander und bleiben eng aufeinander bezogen. Das Bild von der Welt, das wir von unseren Eltern oder unserer Schule vermittelt bekamen oder das wir uns im

Laufe der Jahre selbst angeeignet haben, ist der jeweilige Rahmen, innerhalb dessen wir unser eigenes Dasein verorten und den Sinn unseres Lebens zu ergründen suchen. Jeder Mensch braucht „sein Weltbild“ als Bezugsrahmen für seine Biographie, ob er sich nun im Zentrum dieser Welt wähnt oder nur an ihrer Peripherie.

Dieses Buch ist der Versuch, die Entwicklung des menschlichen Weltbildes nachzuzeichnen, wobei zwei große Bögen geschlagen werden: ein vorgeschichtlicher Bogen, der die mythischen Anfänge der Welt umspannt und einige erstaunliche Erkenntnisse der letzten Jahre über die Anfänge der Menschheit beschreibt; und ein neuzeitlicher Bogen, der die kontinuierliche Ausweitung unseres physikalischen Universums beschreibt: von der flachen Erde über das heliozentrische Weltbild bis hin zu modernen Theorien vom Urknall und von multiplen Dimensionen und Universen. Dass wir uns dabei zuweilen an die Grenzen des derzeitigen Wissens begeben und manchmal sogar darüber hinaus, macht den Reiz einer solchen Reise durch Raum und Zeit aus. Ganz zum Schluss frage ich auch noch nach dem Geheimnis unserer Existenz und nach dem, was die Welt im Innersten zusammenhält.

Im Zuge dieser Beschreibung von antiken und modernen Weltbildern werde ich immer wieder neu die Frage nach der „Mitte der Welt“ stellen und manchmal auf sehr überraschende Weise beantworten. Diese „Mitte der Welt“ ist gleichsam das Motiv, das sich durch das ganze Buch zieht. Und wenn ich nach dieser Mitte frage, hat dies seinen Grund u. a. auch darin, dass sich der Mensch ja schon immer gerne als die Mitte des Universums verstanden hat. Er begreift sich als den Mittelpunkt seiner Welt und die Welt als seine Kulisse, vor der er seine ihm von den Göttern zugewiesene Lebensrolle spielt.

Dieses anthropozentrische Menschen- und Weltbild hat seinen Ursprung schon in der Gebärmutter, die der Mensch als komplettes Universum erlebt, ein Universum, das doch alles bereit hält, was der heranwachsende Fötus zum Lebendigsein benötigt. Der Uterus ist das kosmische Ei, das Weltganze, und er – dieser eine Mensch – ist dessen ganzer Inhalt.

Mit der Geburt, dem Ausbrechen aus dem Mutterleib und dem Hinausgeworfensein ins irdische Dasein, scheint dieses geschlossene Weltbild des gerade geborenen Menschen auseinanderzubrechen, eröffnet sich ihm buchstäblich eine neue Welt, in der die Dimensionen gedehnt werden und auf dessen Bühne plötzlich ganz neue Akteure erscheinen. Doch selbst nach seiner Geburt kann das Neugeborene noch nicht zwischen sich und seiner Umwelt unterscheiden, identifiziert es sich doch immer noch mit seiner Mutter, der Mutterbrust und allem anderen, was da am Horizont seines

Weltbildes auftaucht. Das Kind begreift sich noch nicht als getrennt von der Welt. Die Welt ist zwar ungleich größer geworden als der Mutterschoß, aber emotional ist das Kind noch immer eins mit der Welt.

Erst mit der weiteren Entwicklung des Gehirns und neuen Erfahrungen beginnt das aufwachsende Kind allmählich, sich von der Welt zu unterscheiden. Es beginnt, die Akteure um sich herum auseinanderzuhalten, erkennt sich selbst als Individuum, geht auf Entdeckungsreise, um die Welt, die immer größer zu werden scheint, zu erforschen. Schon dem ganz jungen Menschen wohnt ein großer Forscherdrang inne.

Aber gerade weil das Kind die Welt da draußen erkundet, braucht es stets das Gefühl der Geborgenheit oder, anders gesagt: die Gewissheit eines geschlossenen Weltbildes. Dort, wo es an offene Grenzen oder auf Unerklärliches stößt, verdrängt es diese Grenzenlosigkeit und Unerklärbarkeit oder bittet um eine Erklärung. Solche Erklärungen sollen sein Bedürfnis befriedigen, die Geschlossenheit seines aus den Fugen geratenen Weltbildes wiederherzustellen. Für ein fünf- oder achtjähriges Kind etwa darf es keine unlösbaren Probleme geben. Ungelöste, offene und ungeklärte Fragestellungen lassen das Kind solange über das Problem nachdenken, bis es eine für sich ausreichende Lösung gefunden hat, zumeist eine vereinfachende, manchmal vielleicht sogar eine geniale.

Mit dem Menschen der Antike (und vielleicht auch mit dem heutigen Menschen) verhält es sich durchaus ähnlich. Auch unsere Weltbilder haben die Funktion, unsere emotionale Geborgenheit zu schützen und uns als Mittelpunkt der Welt zu begreifen – und wenn schon nicht im individuellen Sinne, so doch wenigstens im Sinne der Gattung Mensch. Wir Menschen können ein offenes Universum nur schlecht ertragen. Das Unendliche erscheint uns übermenschlich, unheimlich, furchtgebietend, numinos, göttlich. Die antiken mythologischen Weltbilder dienten vor allem dem Zweck, dem Menschen eine geschlossene Welt zu bieten, eine Welt, die einen Anfang, einen Fortgang und ein Ende und ein Ziel hat. Oder wenigstens eine Welt, die, wenn sie schon nicht endlich ist, dann immerhin einem fortwährenden Kreislauf unterliegt, der eine gewisse Berechenbarkeit mit sich bringt.

Weltbild und Weltanschauung

Wir unterscheiden im deutschen Sprachgebrauch zwischen *Weltbild* und *Weltanschauung*.

Wenn wir vom *Weltbild* sprechen, denken wir vor allem an ein physikalisches Gebilde wie das geozentrische Weltbild, das bis zur Neuzeit das Denken der meisten Menschen beherrschte, oder das heliozentrische Weltbild, wie es uns seit Kopernikus vertraut ist. Ein Weltbild ist für uns also in erster Linie ein physikalisches Bild von Gestirnen, Räumen und Umlaufbahnen mit Sonne, Erde, Mond und den Planeten. Ein Weltbild ist ein gegenständliches, das sich auf das Sichtbare, Objektivierbare bezieht. Meistens lassen wir bei unseren Weltbildern die geistigen Dimensionen außer Acht. Sterne und Planeten, Sonne und Monde sind nun einmal gegenständlich.

Anders bei der *Weltanschauung*, die wir eher als ein geistiges, ideologisches, religiöses Gerüst begreifen, an dem wir unser Leben orientieren. Mit unserer Weltanschauung bezeichnen wir unser gesamtes philosophisches Gedankenkonstrukt, mit dem wir alle unsere metaphysischen, geistigen und spirituellen Wirklichkeiten zusammenfügen.

Während unser Weltbild sich der strengen naturwissenschaftlichen Erforschung zu unterwerfen hat, gestatten wir unserer Weltanschauung, dass sie von unseren ideologischen Vorprägungen und Vorverständnissen beeinflusst ist und der wissenschaftlichen Hinterfragung entzogen bleibt. Unsere Weltanschauungen beziehen sich nicht auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare, sie lassen sich nicht verobjektivieren oder naturwissenschaftlich begründen. Während wir einerseits bereit sind, unser Weltbild den physikalischen und astronomischen Zusammenhängen einer strengen wissenschaftlichen Forschung zu unterwerfen, lassen wir unsere Weltanschauung, also unsere Lebensphilosophie, eine ganz persönliche Sache sein.

Doch dürfte diese Unterscheidung zwischen Weltbild und Weltanschauung nicht klinisch sauber durchzuhalten sein. Zum einen ist ein Weltbild nie ausschließlich ein rein physikalisch-materielles, das keine Auswirkungen auf unser philosophisches Denken hätte, zum anderen beeinflussen unsere weltanschaulichen Denkvoraussetzungen natürlich auch unser Weltbild, wie die Geschichte der Naturwissenschaft ausreichend belegt. Galileo Galilei und seine papistischen Zeitgenossen sind nur eines von vielen Beispielen dafür.

Ein Weltbild ist nicht nur der Versuch, die Welt zu verstehen, sondern auch von dem Bemühen des Menschen getragen, sich selbst zu begreifen. Jedes Weltbild will den Menschen aus seiner Orientierungslosigkeit herausretten und ihm helfen, sich in einer unbekannten und bedrohlichen Welt einen Ordnungsrahmen zu schaffen, innerhalb dessen er navigieren kann. Ein Weltbild, das uns keine zusammenhängende, in sich schlüssige Gesamtschau von der Welt bietet, in der wir unseren sicheren Platz und unsere verlorengegangene Geborgenheit wiederfinden, ein solches Weltbild lehnen

wir als untauglich ab, weil es unseren urmenschlichen Bedürfnissen nach Verstehen, Abgeschlossenheit, Zusammenhalt und Geborgenheit nicht genügt.

Nur eine Innensicht

Und noch eins ist zum Weltbild zu sagen: Unsere Weltbilder bieten – wie alle Bilder – immer nur einen kleinen Ausschnitt des Ganzen. Wir erfassen stets nur den für uns sichtbaren, zugänglichen Teil der Welt. Die Gesamtschau bleibt uns verhüllt. Zu einer Vogelperspektive oder einer „Draufsicht“ sind wir kaum in der Lage, weil wir nicht über allem stehen und wir uns in unserer verstrickten Egozentrik vielmehr selbst als Mittelpunkt wännen. Unser Weltbild kann deshalb immer nur eine *Weltinnenansicht* sein, nie eine Außenansicht, bei der wir – gleichsam von einem Raumschiff aus – um die Welt herumfliegen und sie von außen betrachteten, so als wären wir nicht ein Teil von ihr. Zwar können unsere Astronauten und Kosmonauten mit ihren Raumschiffen mittlerweile tatsächlich um die Erde fliegen und vom Weltraum unseren Heimatplaneten in seinen wunderschönen blau-weißen Farben bewundern und fotografieren, doch ist auch dieser wunderbare Planet ja nur ein winziger Teil des Kosmos – ein Staubkorn in einem unbedeutenden Viertel einer riesigen Galaxien-Metropole, die ihrerseits nur eine von unzähligen Galaxien ist. Und wir selbst bleiben stets Teil dieses kleinen blauen Planeten am Rande unserer Milchstraße.

Wir sehen die Welt also nie, wie sie wirklich ist, sondern immer nur so, wie wir sie uns vorstellen und ausmalen. Somit müssen wir unterscheiden zwischen der Welt, wie sie ist, und der Welt, wie wir sie sehen. Der Unterschied zwischen Welt und Weltbild bleibt bestehen. Wir dürfen unsere Wahrnehmung nicht mit der Wirklichkeit verwechseln. Es ist die Unterscheidung zwischen Sein und Wahrnehmung, Realität und Vorstellung, Objektivität und Subjektivität. Darum erfordert die Beschäftigung mit unserem Weltbild immer auch eine Auseinandersetzung mit unseren eigenen Denkvoraussetzungen und Vorverständnissen, die wiederum abhängig sind von unseren Vorprägungen, unserer Sozialisation, unserer religiösen Einbettung und unseren emotionalen Gemütszuständen. Die Beschäftigung mit Weltbildern nötigt uns die Auseinandersetzung mit uns selbst und unserem Platz in der Welt ab.

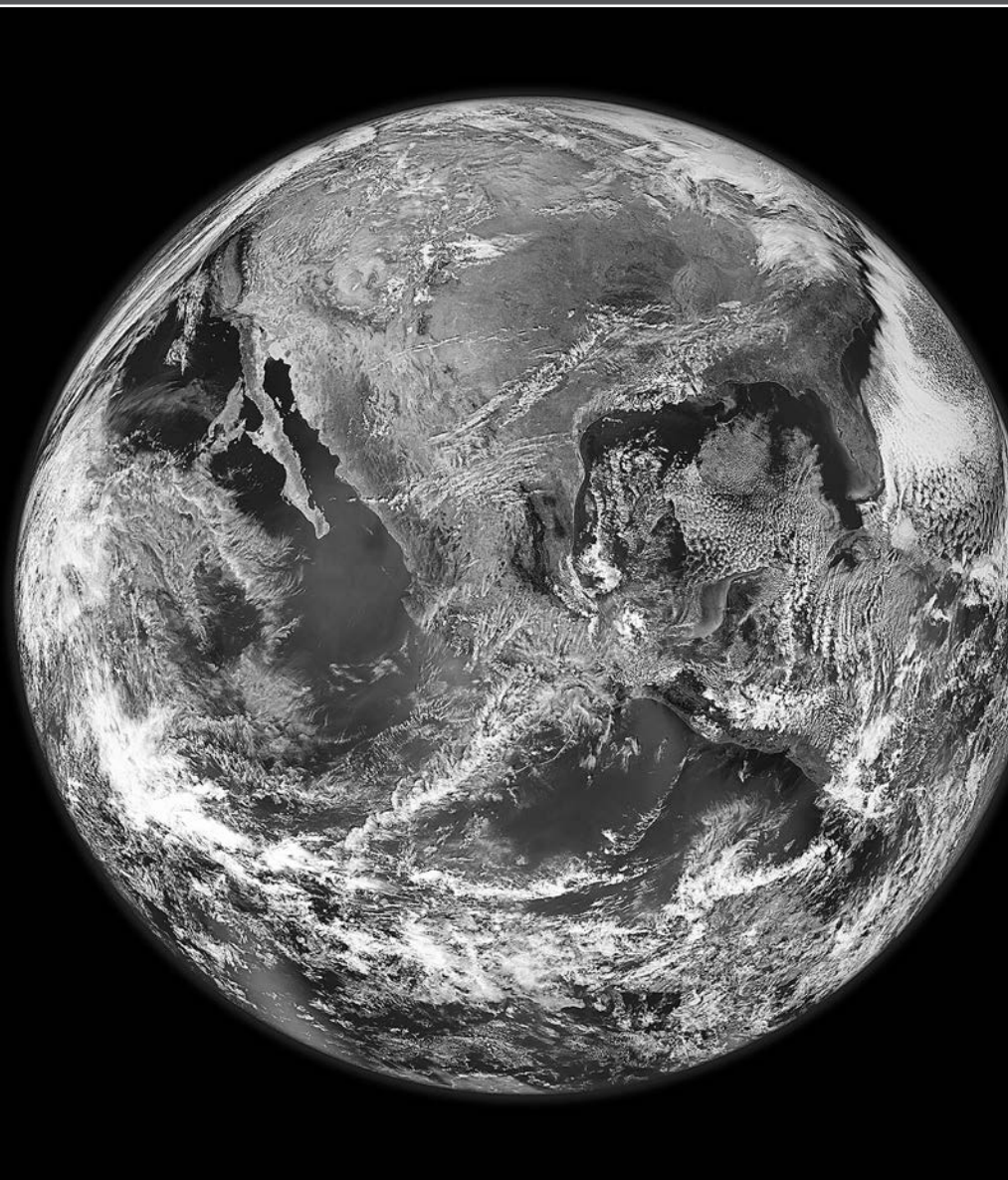
Selbst für uns moderne Menschen, die wir uns mit den naturwissenschaftlichen Weltbildern des 20. und 21. Jahrhunderts einigermaßen vertraut ge-

macht und die wir uns von dem geschlossenen Weltbild unserer Kindertage weitgehend verabschiedet haben, bleibt die Welt immer noch etwas, das sich um uns herum dreht. Denn in fast allem, was wir tun, denken, sagen und fühlen, stellen wir uns meistens selbst in den Mittelpunkt. Selbst wenn wir uns ein sozialverträgliches, altruistisches Verhalten zugelegt haben sollten, tun wir dies vor allem um unserer selbst willen. Wir Menschen bleiben im Zentrum unserer Beziehungen, unserer Wahrnehmungen, unseres Verstehens und unseres Agierens. In unserer eigenen Wahrnehmung sind und bleiben wir der Mittelpunkt unserer Welt, das Zentrum des Universums.

Die bittere Wahrheit ist jedoch, dass wir es nicht sind; dass wir nur eines von rund sieben Milliarden Menschlein sind; dass wir angesichts der Dimensionen des Universums nur ein unbedeutendes, vernachlässigbares Staubkorn im All sind. Gibt es außerhalb der Erde irgendjemanden, der sich um diese Erde schert oder der sich um uns irgendwelche Sorgen macht? Kräht irgendein Hahn nach uns, wenn wir gestorben sind? Kümmert es überhaupt irgendjemanden, dass wir da sind? Drehen sich die Galaxien nicht unendlich weiter, lange nachdem es die Erde nicht mehr geben wird? Ist die Bedeutung, die wir unserer eigenen Existenz zuzuschreiben geneigt sind, nicht eine einzige überdimensionierte, aber für uns gleichwohl unaufgebbare Illusion? Dieses Buch wird diese Fragen nicht alle beantworten, aber es wird Sie, den Leser und die Leserin, mitnehmen auf eine spannende Reise durch Zeit und Raum und von der Mitte der Welt zum Zentrum des Universums. Nehmen Sie Platz, es kann losgehen.

Kurt Bangert

DIE MYTHISCHEN ANFÄNGE: VORZEIT UND ANTIKE



SCHÖPFUNGSMYTHEN

Wenn Theologen oder Archäologen die biblischen Geschichten auf ihre Ursprünge und Quellen hin untersuchen, wird es manchen Bibelgläubigen, insbesondere wenn sie von der Historizität biblischer Aussagen fest überzeugt sind, recht unbehaglich, weil sie befürchten, dass diese Forscher bei ihrem Versuch, ein historisch gesichertes Minimum sicherzustellen, die maximale göttliche Wahrheit verraten könnten.

Und wenn gar von Mythen und Mythologien gesprochen wird, taucht bei manchen bibelfesten Christen das Schreckgespenst der biblischen „Entmythologisierung“ des Neutestamentlers Rudolf Bultmann auf, worunter die meisten lediglich verstehen, dass viele der biblischen Geschichten einfach nicht wahr seien. Damit aber werden sie der Bedeutung des Mythos grundsätzlich nicht gerecht.

Mythen sind Überlieferungen, die sich mit der Entstehung der Welt, des Menschen, eines Volkes oder mit den Erlebnissen und Erfahrungen unserer Vorfahren und Helden befassen. Mythen wachsen auf dem Boden der Wirklichkeit. Sie repräsentieren individuelle und kollektive menschliche Erlebnisse von existentieller Tragweite. Sie sind wahr weniger im Sinne historischer, geologischer, astronomischer oder biologischer Faktentreue als im Sinne grundsätzlicher menschlicher und seelischer Grundwahrheiten.

Die Kenntnis der Mythen eines Volkes erlaubt ein Verständnis des Verhaltens und der Identität eben dieses Volkes. Unsere Mythen stellen unser kollektives Unterbewusstsein dar. Sie sind unsere Denkvoraussetzungen, die vorgegeben sind, bevor wir zu denken und zu handeln beginnen. Mythen sind nicht nur Geschichten der Vergangenheit, sondern auch Deutungsbilder, mit deren Hilfe wir unsere Gegenwart begreifen. Wir entwickeln Mythen über uns als Individuen, über uns als Volk und über unsere Welt als Ganzes. Mythen sind Erklärungsbilder, die den Zweck haben, unser Verständnis von uns selbst und der Welt zu vereinfachen.

Mythen haben nicht nur den Sinn, uns vereinfachte Weltbilder anzubieten, sondern sie helfen uns auch, menschliche Rätsel und existentielle Unbegreiflichkeiten einzuordnen, zu erklären und gegebenenfalls auch zu *verklären*. Sie wollen verarbeiten, was uns als Verirrungen und Verwirrungen im tiefsten Inneren berührt und betrifft. Mehr als von den Anfängen und Zerstörungen der Welt erzählen sie von den Verletzungen und Verstörungen der Seele. Sie sind Zeugnisse existentieller Bedrohungen und traumatischer Verletzungen, aber auch wundersamer Bewahrungen und Erlösungen. Somit stellen z. B. Schöpfungsmythen nicht nur eine Erklärung für die Entstehung der Welt dar, sondern sind in erster Linie eine reflexive Verarbeitung menschlicher Urerfahrungen.

Der Mythos steigt aus den Erlebnissen und Erfahrungen der Seele empor und damit aus einer Dimension, die der Mensch von jeher als „göttlich“ wahrgenommen hat. Der Mythos stellt mithin eine Verbindung her zwischen existentieller menschlicher Wirklichkeit und dem, was der Mensch zuweilen als „göttliche Offenbarung“ deutet. Im Mythos erschließt sich dem Menschen eine sakrale, göttliche Wirklichkeit, die er weniger mit seinem Verstand als vielmehr mit seinem Unbewussten, seiner Seele begreift. Aber diese „sakrale“ Dimension des Seelischen ist das eigentlich Wirkliche, das, was den Menschen in seinem innersten Kern berührt.

Der Mythos dient nicht nur der Welterklärung, sondern auch der Orientierung des Menschen in der Welt. So wie die (biblische) Schöpfung aus dem Chaos hervorgegangen ist, hilft der Mythos dem Menschen, aus dem ihn bedrohenden Chaos seiner Orientierungslosigkeit herauszufinden in eine Welt der Ordnung und des Verstehens. Der Mythos erlaubt es dem Menschen, die Himmelsrichtungen und damit den „Erdkreis“ festzulegen. Darum ist der Kosmos um ihn herum meistens kreisförmig und geschlossen; er konstituiert die Ordnung von Welt und Mensch.

Bei den Achilpa-Australiern gibt es einen Ursprungsmythos, gemäß dem Numbakula, ein göttliches Wesen, aus dem abgestorbenen Stamm eines Gummibaumes einen heiligen Pfahl, den Kauwa-auwa, geformt habe, an dem er dann, nachdem er ihn mit Blut beschmierte, hochklettert, um im Himmel zu verschwinden. Dieser Kauwa-auwa-Pfahl stellte für diese Ureinwohner Australiens eine Art kosmische Achse dar, die der Orientierung diene. Solange der Pfahl da war, wussten die Achilpa nicht nur, wo ihre „Mitte“ war, an der sie sich bei ihren vielen Ausflügen orientieren konnten, sie hatten durch ihn auch eine dauerhafte Verbindung zum Himmel. Der Pfahl versinnbildlichte sozusagen die vertikale und zugleich horizontale Ausrichtung des Stammes. Berichten zufolge glauben die Achilpa, dass,

würde der Pfahl zerstört werden, sie dem Tod geweiht wären, weil dann ihre Verbindung zur Transzendenz und damit ihre göttliche Orientierung verloren ginge.¹

Dieses Beispiel des rumänischen Religionswissenschaftlers Mircea Eliade (1907–1986) zeigt, wie der Mythos hilft, den Lebensraum eines Volkes zu „kosmisieren“. Durch die Kosmisierung wird dieser menschliche Raum geheiligt. In einem Kosmos zu leben bedeutet, in einem sakralen Raum zu leben, die Verbindung zu den Göttern aufrecht zu erhalten und auf diese Weise Orientierung für das eigene Leben zu gewinnen.

In vielen Kulturen zeigt sich diese Art der Orientierung übrigens auch an der Bauweise der Häuser, die oft rund (den Erdkreis darstellend) und manchmal mit einem Pfahl in der Mitte versehen sind, der das Zelt oder das Strohdach hält und die kosmische Achse, also den Mittelpunkt der Welt, symbolisiert.

Es gibt ganz unterschiedliche Arten von Mythen und Mythologien: Göttersagen und andere religiöse Mythen, Königs- und Heldensagen, Katastrophenmythen, neuzeitliche Mythen, die sich moderne Gesellschaften selbst erschaffen und die sie zuweilen sorgsam pflegen (um unbequeme Realitäten zu verklären), ja es gibt sogar naturwissenschaftliche Mythen. Ich möchte mich hier vor allem mit Weltentstehungs- oder Schöpfungsmythen befassen.

Weltentstehungsmythen

Rund um die Welt finden wir Weltentstehungsmythen, die bei aller Verschiedenartigkeit doch erstaunliche gemeinsame Muster aufweisen. In ihnen ist oft von einem Gott oder mehreren Göttern die Rede. Es geht bei ihnen um die Erschaffung der Welt ebenso wie um die Erschaffung des Menschen, um den primordialen Zustand und die Trennung von Himmel und Erde sowie von Wasser und festem Land. Viele Mythen handeln auch vom paradisi-schen Urzustand und der Vertreibung aus dem Paradies. Es geht um die Auflehnung gegen Gott, um Leben und Tod, um Väter und Mütter, Söhne und Töchter.

In zahlreichen Kulturen spielt bei der Kosmogonie, der Weltentstehung, das Ei eine wichtige Rolle. Neben dem Chaos, der Urflut, der Finsternis, dem Meerungeheuer oder dem Urriesen ist vor allem das kosmische Ei ein häufig anzutreffendes mythologisches Bild, mit dessen Hilfe der Urzustand unmittelbar vor der Erschaffung der Welt beschrieben wird. Das Ei steht

für das anfängliche Ganze, für die ursprüngliche Totalität des vorschöpferischen Seins (oder: Nichtseins). Nach einem japanischen Mythos beispielsweise gab es am Anfang ein Ei, in dessen Mitte sich ein Keim befand. In diesem Ei gab es weder Himmel und Erde noch Mann und Frau. Der Keim veranlasste nun die Trennung von Himmel und Erde und damit auch das Entstehen von Mann und Frau.² Diese Vorstellung von einem kosmischen Ei, in dem Himmel und Erde in einer anfänglichen Einheit miteinander verschmolzen sind, findet sich auch in den Mythologien Chinas, Indiens, Indonesiens, Polynesiens und Afrikas, ja rund um die Welt.

Wir können bei den Weltentstehungsmythen folgende häufig wiederkehrende Phasen mit ihren jeweiligen Motiven erkennen: Zunächst also das kosmische Ei, das Chaos, die Urflut oder die primordiale Finsternis, also die Urtotalität. Dieses anfängliche amorphe Ganze wird zuweilen auch als Seeungeheuer oder vielköpfige Schlange dargestellt, aus dessen Zerstückelung die sich neu ordnende Welt dann hervorgeht. In dieser Urtotalität ist noch alles vermischt und einheitlich, während erst der Schöpfungsvorgang die Differenziertheit der entstehenden Welt hervorbringt.

In einer zweiten Phase ergibt sich in den Weltentstehungsmythen dann zumeist eine Teilung: eine Teilung von Himmel und Erde, manchmal auch – wie im biblischen Schöpfungsbericht – eine Scheidung der oberen Wasser von den unteren Wassern. Diese Trennung kann durch einen aufgerichteten Keim, einen Baum, ein Seil, einen Phallus, einen Gott oder einen Menschen verursacht werden. Es kann sich auch eine Insel oder eine Lotusblüte aus dem Wasser erheben. In einem taoistischen Schöpfungsmythos beispielsweise herrschte zunächst eine Finsternis ohne jegliche Gestalt. Himmel und Erde waren eins, ebenso Sonne und Mond. Es heißt, dass zu jenem Zeitpunkt alles einem Hühnerei glich, in dem Dotter und Eiklar (Albumen) miteinander vermischt waren. In der Mitte wuchs ein Keimling solange heran, bis er das Ei, dem er dann entschlüpfte, selbst in Händen halten konnte.

Als weitere Komponente der Weltentstehung kennen die Mythen das Paradies-Motiv (die heile Welt) sowie die Vertreibung aus demselben durch einen Sündenfall oder eine anders geartete Auflehnung. Der paradiesische Zustand geht verloren und bleibt in der Folge nur als Erinnerung zurück.

Psychologen, angefangen mit Sigmund Freud, haben in den Mythologien der Völker verschiedentlich Signale frühkindlicher Erlebnisweisen gesehen. Der deutsche Psychologe Norbert Bischof vertritt in seinem monumentalen und epochalen Werk *Das Kraftfeld der Mythen*³ die These, dass die Weltentstehungsmythen allesamt das Produkt von Rückerinnerungen an Entwicklungsstufen frühmenschlichen Welterlebens seien. Er zeigt auf, wie

die Schöpfungsmythen als Niederschlag von Erfahrungen zu werten sind, mittels derer der frühkindliche Mensch sich seine eigene Welt erschaffen hat. In seiner umfangreichen Darstellung belässt es Bischof nicht nur bei Mutmaßungen, sondern beruft sich auf empirische Forschungen und allgemein anerkannte Erkenntnisse über frühkindliche Entwicklungspsychologie. Gleichwohl versteht Bischof seine Thesen nicht als unzweideutige harte Wissenschaft, sondern als ein Deutungsmodell, bei dem er sich in eine Grauzone jenseits akademischer Modeströme vorwagt. Ich selbst finde aber, dass seine Deutungen einen hohen Grad an Plausibilität besitzen, gut begründet sind und deshalb ernst genommen werden müssen. Ich kann seine sehr ausführlich dargelegten Thesen hier leider nur kurz skizzieren.

Bischofs Argumentation besagt, dass es in den ersten Jahren des menschlichen Daseins einige elementare, traumatische Erfahrungen und Erlebnisphasen des Kindes gibt, die sich tief in das Erleben eines jeden Kindes und damit auch in das kollektive menschliche Unbewusste eingegraben und nachhaltig die Weltentstehungsmythen geprägt haben. Was heißt das konkret?

Solange sich der heranwachsende Fötus im Uterus der Mutter befindet, nimmt er sich als eine unauflösliche Einheit zwischen sich und der ihn austragenden Mutter wahr. Eine Unterscheidung zwischen sich und dem Uterus oder zwischen sich und der Mutter vermag er nicht zu ziehen.

Auch in den ersten ca. anderthalb Jahren nach der Geburt hat das Neugeborene noch kein Bewusstsein seiner persönlichen Identität und Individualität. Es nimmt sich in dieser Phase – in Kontinuität zu seinem Erleben im Mutterleib – als identisch mit seiner Umwelt wahr, kann noch nicht präzise zwischen sich und den Eltern unterscheiden, versteht sich immer noch als eins mit der Umgebung.

Diese frühe Phase ist beobachtbar an drei objektiven Kriterien: An der Art und Weise, wie sich das Neugeborene selbst im Spiegel wahrnimmt, an der Fähigkeit oder Unfähigkeit, empathisch zu sein, sowie am Typus seiner von ihm gemalten Bilder.

Hält man den Kindern in der frühesten Phase einen Spiegel vor, vermögen sie noch nicht, sich selbst darin zu erkennen, sondern neigen dazu, das eigene Spiegelbild mit einem anderen Kind zu verwechseln. Markiert man ihnen einen Fleck ins Gesicht, bringen sie den Fleck im Gesicht ihres Spiegelbildes noch nicht mit sich selbst in Verbindung.

Etwa um den 18. Monat kann es passieren, dass sich manche Kinder weigern, in den Spiegel zu schauen. Diese Weigerung hat wahrscheinlich damit zu tun, dass ihnen allmählich die nicht ganz angenehme Wahrheit zu dämmern beginnt, dass es sich bei dem Spiegelbild um die eigene Person han-

deln könnte. Diese Wahrheit ist aber noch zu bedrohlich, als dass sie sich ihr jetzt schon stellen könnten, weil sie sich noch nicht als Individuum, sondern immer noch als Einheit mit der Umwelt verstehen. Norbert Bischof spricht hier vom „medialen“ Ich, das mit seiner Umwelt verschmilzt, im Gegensatz zum späteren „figürlichen“ Ich, also dem individualisierten Ich, das sich erst ab der zweiten Hälfte des zweiten Lebensjahres herauszubilden beginnt.

Bis zum dritten Geburtstag haben die allermeisten Kinder dann aber ihr Eigenbewusstsein voll entwickelt, was sich in Bezug auf ihr Spiegelbild darin zeigt, dass sie sich in ihm nun tatsächlich selbst wahrnehmen. Sie haben keine Angst mehr vor ihrem Spiegelbild, und wenn sie in diesem einen Gesichtsflecken sehen, berühren sie alsbald ihr eigenes Gesicht an der betreffenden Stelle, weil sie diesen Identifikationsschritt bereits vollzogen haben.

Dieser elementare Paradigmenwechsel zeigt sich auch im Verhalten des Kindes anderen gegenüber. Bischof legt aufgrund von Experimenten dar, wie Kinder, die sich selbst noch nicht im Spiegelbild zu erkennen vermögen, auch noch nicht der Empathie fähig sind. Auf das Missgeschick eines Spielgenossen reagieren Kinder in der Frühphase entweder mit Nichtbeteiligung, als ginge sie das Missgeschick überhaupt nichts an, oder sie sind – in einer Übergangsphase – verwirrt, konsterniert und handlungsunfähig. Manche Kinder laufen weinend zu ihrer Mama, weil sie das Missgeschick des Spielgenossen als ihr eigenes Unglück begreifen. Solche Kinder reagieren also entweder *autistisch* oder *verschmelzend*, nicht aber *empathisch*.

Nur diejenigen, die auch ihr Spiegelbild als ihr eigenes Selbstbild wahrnehmen, sind in der Lage, auf das Missgeschick eines Spielgenossen mitfühlend und empathisch zu reagieren. Sie vermögen sich von dem Gegenüber uneingeschränkt zu unterscheiden und schicken sich an, dem Spielgenossen aus seiner Not herauszuhelfen. Die Fähigkeit, zwischen sich und den anderen zu unterscheiden, erlaubt es ihnen nun, sich empathisch zu verhalten.

Mit der Herausbildung der Empathie geht übrigens auch die Trotzphase einher, weil beides, das Mitfühlen und die Bockigkeit, die Realisierung des individuellen Ichs voraussetzt. Mitgefühl kann ein Kind nur empfinden und zeigen, wenn es sich seiner selbst bewusst ist und als getrennt vom anderen wahrnimmt. Diese Selbstwahrnehmung führt aber auch dazu, dass das Kind seinen eigenen Willen ausprobiert und dies zuweilen auch dann tut, wenn es eigentlich nicht nötig wäre, weil die eigene Entscheidungskraft nunmehr als neue, willkommene Erfahrung der *Selbstwirksamkeit* erlebt und eingeübt wird. Eltern empfinden dieses Verhalten zuweilen als trotzig und ungehorsam, sollten es aber als wichtigen, positiven, ja unverzichtbaren Schritt in der frühkindlichen Entwicklung ihres Kindes werten.

Auch beim Malen zeigen sich diese Phasen. Kinder der frühen Phase zeichnen, wenn sie zum Malen ermuntert werden, meistens runde Figuren, etwa einen Kreis bzw. zwei oder mehrere konzentrische Kreise, die mit Linien verbunden sind. Oft befindet sich so etwas wie ein Auge im Zentrum. Bischof sieht in diesen runden Figuren die Reflexion des medialen Ichs, das sich selbst als Einheit mit seiner Umwelt empfindet. Es ist sozusagen die dumpfe Erinnerung an das primordiale kosmische Ei.

In einer Übergangszeit malen die Kinder oft ein rundes Gesicht – sich selbst – mit Augen, Nase und Mund, und an dieses runde Gesicht befestigen sie mehrere Striche, die nun aber eindeutig als Extremitäten erkennbar sind: zwei Striche zur Seite und zwei nach unten. Das eigene Ich wird ansatzweise erkennbar, hat aber noch keinen figürlichen Leib.

Erst etwa ab dem dritten Lebensjahr bekommt das gemalte Selbstbildnis auch einen Rumpf zugeordnet: Die eigene Figur ist komplett, das Ich wird figürlich als individuelles Selbst wahrgenommen, als Strichmännchen mit Kopf, Körper, Armen und Beinen.

Ab diesem Alter geschieht es auch, dass Kinder, wenn sie malen, eine Art Dreiteilung aufs Papier bringen: ein landschaftliches Oben und Unten, meistens mit einer Person oder einem anderen figürlichen Objekt in der Mitte. In vielen Fällen wird diese Dreiteilung horizontal nachempfunden: etwa links ein Berg und rechts ein Berg, dazwischen eine Person, eine Brücke oder ein Schiff auf einem Meer. Dieses Muster scheint so durchgängig zu sein, dass eine psychologische Deutung sich geradezu aufdrängt:

Das Kind hat offenbar gelernt, sich nicht mehr, wie noch in der Frühphase, mit seiner Umwelt zu identifizieren, sondern erkennt, dass es sich radikal von seiner Umwelt unterscheidet, was sich vor allem auf sein Verhältnis zu Mutter und Vater bezieht. Diese Erfahrung der familiären Dreiteilung ist offenbar so einschneidend und von so elementarer Bedeutung, dass die Dreiteilung ein immer wiederkehrendes Motiv der Zeichnungen von Kindern ist.

Norbert Bischof zieht nun den Schluss, dass sich diese primordialen Erfahrungen des frühkindlichen Menschen auch in den Weltentstehungsmythen niederschlagen und dass die zahlreichen sich frappierend ähnelnden Schöpfungsgeschichten vor allem als Ausdruck dieser frühkindlichen Entwicklungen verstanden werden müssen, in der das Kind sich seine Welt „selbst erschafft“.

Das frühe Ich, das sich selbst noch mit seiner Umwelt identifiziert und sich noch nicht getrennt von seiner Mutter und seinem Vater erkennt, spiegelt sich, so Bischof, in dem amorphen Urchaos, der Urflut, dem kosmi-

schen Ei wider, in dem Himmel und Erde noch eins sind und in dem es noch keinen Unterschied der Geschlechter gibt. Hier ruht der Geist Gottes noch wie ein Nebel über den Wassern. Hier verschwimmt alles in einem finsternen, lichtundurchlässigen Ganzen. Hier gibt es noch keinerlei Unterscheidung zwischen oben und unten, rechts und links, Himmel und Erde, Mann und Frau, ich und du. Hier gibt es nur das ozeanische Gefühl der symbiotischen Einheit mit dem noch unzertrennten Ganzen, dem primordialen Urzustand.

Die spätere Unterscheidung zwischen sich und der Welt, vor allem zwischen sich und dem Elternpaar, zeigt sich in den Weltentstehungsgeschichten dann mythologisch in der Trennung von Himmel und Erde, der Schöpfung von Mann und Frau, der Herausbildung von Baum, Blüte und Keimling (als Symbol des Ichs) oder auch im Weichen des Wassers vor dem Auftauchen einer Insel.

In einer ägyptischen Darstellung sieht man den liegenden Erdgott Geb und über ihm in einem großen Bogen die Himmelsgöttin Nut. Die Trennung erfolgt in diesem Bild durch den Phallus des Erdgottes, der hoch aufgerichtet zur Himmelsgöttin weist. Dies könnte nach Bischof darauf hindeuten, dass das aufkeimende Bewusstsein der eigenen Identität mit der Erkenntnis über die Doppelgeschlechtlichkeit des Menschen einhergeht. Das sich bewusst werdende Kind erkennt, dass Papa und Mama unterschiedlichen Geschlechts sind und dass es einem dieser beiden Geschlechter angehört.

Die Trennung von Himmel und Erde wird in den Schöpfungsmythen oft als dramatischer Vorgang beschrieben, der nicht ohne Anstrengung, ja Gewalt vonstatten geht. In einigen Mythen schießt der erste Mensch mit Pfeilen auf den Himmel, so dass dieser sich zurückzieht. Oft wird die Trennung von Naturkatastrophen, wie einem Erdbeben oder einer Sintflut, begleitet. Manchmal spielt auch das Feuer eine Rolle.

In manchen Mythen ist die Urszene von Drachen oder anderen Ungeheuern gekennzeichnet, welche die Erde und den Himmel zunächst noch zusammenzuhalten versuchen, so dass die Trennung erst durch die eingreifende Kraft der Götter erfolgt. Oft bricht erst mit der Trennung aus der ursprünglichen Finsternis auch das Licht hervor. Nach diesem Entstehungstypus wird die Trennung von Himmel und Erde offenbar als etwas Positives aufgefasst.

Daneben gibt es aber noch einen gegenteiligen Typus: Dabei wird die Auflehnung gegen den symbiotischen Urzustand als Sünde, Schuld und Scham empfunden, was man in der Sündenfallgeschichte von Adam und Eva erkennen kann, die nach dem Essen der verbotenen Frucht nicht nur sich selbst (und die eigene Identität) erkannten, sondern auch starke Scham-

gefühle empfanden und sich vor Gott verstecken mussten. Ich-Gefühl und Scham gehen einher. Es ist erst das erwachende Ich, das sich von dem durchdringenden Blick anderer beobachtet und sogar bedroht fühlt, während das frühere Ich, das sich noch als Einheit mit dem Ganzen wahrnahm, noch keine Scham empfand. Der Ursprungszustand wird insofern als „heile Welt“ empfunden. So kommt es, dass der vergangene symbiotische Zustand als ein verlorengegangenes Paradies, als Garten Eden, gewertet wird, dem nachzutrauern ist, während die Trennung als das Herausfallen aus der ursprünglichen Geborgenheit empfunden wird. Dieser Typus scheint der häufigere zu sein.

Es sind dies zwei Erlebnisweisen und Deutungsmuster, welche die innere Spannung des heranwachsenden Kindes widerspiegeln. Norbert Bischof bezeichnet diese beiden Deutungsmuster der Weltentstehung oder Mythen-Typen als „emanzipatorisch“ und „nostalgisch“. Der emanzipatorische Typus sieht im symbiotischen Ursprungszustand eine Eingrenzung und Gefangenschaft, aus welcher der Mensch sich zu befreien hat. Der nostalgische Typus wertet den Ursprungszustand hingegen als den paradiesischen Wonnegarten, der nunmehr für immer verlorengegangen ist.

Die Erkenntnis der eigenen Identität und der eigenen Geschlechtlichkeit geht beim Jungen übrigens meistens andere Wege als beim Mädchen. Erlebt das Kind in der Frühphase die Eltern noch nicht als gegensätzlich, so sieht Norbert Bischof in der späteren Phase für Jungen wie Mädchen eine Entfremdung des Kindes vor allem vom Vater, der als getrennt und fremd wahrgenommen wird und darum die heile Symbiose der Familie zu zerstören scheint. Doch die eigene Geschlechtsidentität des Knaben zwingt ihn schließlich dazu, die Geborgenheit mit der Mutter aufzugeben und sich zögerlich mit dem gleichgeschlechtlichen Vater zu identifizieren. Diese Identifizierung gelingt jedoch nur mühsam, weil der Vater immer noch als fremde Identität empfunden wird. Später gelingt diese Identifikation mit dem Vater dann schließlich doch, nimmt sogar freundschaftliche, partnerschaftliche Züge an und ermöglicht so auf Umwegen auch wieder eine neue Beziehung zur Mutter.

Beim Mädchen wird der Vater beim Erwachen des Ichbewusstseins wie beim Jungen ebenfalls als Fremder empfunden, was die Tochter in diesem Fall jedoch dazu veranlasst, sich noch enger an die Mutter zu klammern. Doch kann die Bindung an die Mutter den Verlust des Vaters nicht wettmachen, so dass die Tochter im Laufe der Zeit der Mutter überdrüssig werden kann. Die Beziehung ist also zu beiden Elternteilen unbefriedigend. Die Tochter, so Bischof, separiert sich sowohl vom Vater, dessen Geschlechtsver-

schiedenheit eine enge Identifikation verbietet, als auch von der Mutter, die zur Symbiose verführt und die Autonomieentwicklung behindert.

Diese schwierige „ödipale“ Phase des Kindes spiegelt sich nach Bischof auch in den Weltentstehungsmythen wider. Schauen wir uns eine der berühmtesten Schöpfungsmythen einmal genauer an:

Enuma Elisch

Das babylonische Schöpfungslied ist nur in Fragmenten erhalten, die zwischen dem 9. und 2. vorchristlichen Jahrhundert datiert werden. Allerdings dürfte der Mythos selbst nahezu viertausend Jahre alt sein. Der Text beginnt mit folgenden Versen:

*Als droben die Himmel nicht genannt waren,
Als unten die Erde keinen Namen hatte,
Als selbst Apsu, der uranfängliche, der Erzeuger der Götter,
Mummu, Tiâmat, die sie alle gebär,
Ihre Wasser in eins vermischten,
Als das abgestorbene Schilf sich noch nicht angehäuft hatte,
Rohrdickicht nicht zu sehen war,
Als noch kein Gott erschienen,
Mit Namen nicht benannt,
Geschick ihm nicht bestimmt war,
Da wurden die Götter aus dem Schoß von Apsu und Tiâmat geboren.*

In diesem Bericht wird der primordiale Urzustand angedeutet, bei dem die „Wasser in eins“ vermischt waren, als Himmel und Erde noch nicht benannt (d. h. noch nicht voneinander getrennt) waren, als weder die Götter noch die Menschen in ihrer Eigenständigkeit existierten. Dann aber wurden die Götter ins Dasein gerufen und beginnen alsbald, sich ungehörig zu betragen:

*Doch ihr Treiben war [Apsu] peinlich,
Ihr Wandel missfiel ihm, denn sie waren erwachsen.
Da begann Apsu, der Vater der großen Götter,
Mummu, seinen Boten [Sohn?], zu rufen und sagte zu ihm:
„Mummu, mein Bote, der du mein Herz erfreust,
Komm, zu Tiâmat wollen wir gehen!“*

Sie gehen also zu Tiâmat, der Mutter, deren Name an das hebräische *tehom* (für die Tiefe des Meeres) erinnert, und eröffnen ihr den Plan, dem unbotmäßigen Treiben der Götter ein Ende zu bereiten und sie zu vernichten. Tiâmat ist nicht einverstanden und ergreift für ihre Götterkinder Partei. Doch Apsu lässt sich von Mummu dazu bewegen, die Götterkinder umzubringen. Denen jedoch wird der feindselige Plan zur Kenntnis gebracht. Sie sind bestürzt und bleiben stumm. Nur Ea, der klügste und weiseste unter den Götterkindern, ersinnt einen Plan, betäubt Apsu, erschlägt ihn und sperrt Mummu ein. Es ist der Vatermord.

Nach vollbrachter Tat zeugt Ea mit seiner Gemahlin Damika Marduk, den mächtigsten und weisesten von allen, der nun in höchsten Tönen gelobt und in Superlativen beschrieben wird. Der vielversprechende Marduk wird aufgefordert, nun auch die Urmutter zu töten, weil weder Ea noch sonst jemand dies gewagt hätte. Tiâmat, die „Abgrund-Mutter“, erfährt davon und bereitet sich auf diesen Kampf vor, indem sie allerlei Ungeheuer und Schlangen erschafft, die sie schützen sollen. Der Mythos schildert Tiâmat als noch viel gefährlicher denn Apsu, doch Marduk, der Held, scheut sich nicht, den Kampf gegen die Urmutter aufzunehmen:

*[Sie] stürzten sich aufeinander und begegneten sich im Kampf.
Es breitete der Herr sein Netz aus, fing sie darin,
Er ließ vor ihr los den schlimmen Wind,
den er aufbewahrt hatte,
Als Tiâmat das Maul auftat, um ihn zu verschlingen,
Warf er den Sturm hinein,
Damit sie ihre Lippen nicht wieder schließen könne.
Die grimmigen Winde füllten ihren Leib.
Ihr Leib blähte sich auf, und ihr Maul blieb offen.
Er schoss einen Pfeil ab, zerriss ihr den Bauch,
Ihr Inneres zerriss er und durchbohrte ihr Herz.
Als er sie bezwungen hatte, tilgte er ihr Leben aus,
Ihren Leichnam warf er zu Boden und stellte sich darauf...
Mit seinem schonungslosen Dolch
Spaltete er ihren Schädel,
Durchschnitt ihre Adern,
Und der Nordwind entführte das Blut in die Ferne.*

Norbert Bischof weist darauf hin, dass sich in diesem Abschnitt die Symbolik des Spaltens und Zerreißens häuft, was einerseits auf die typische mytho-

logische Trennung und damit auf das Erwachen der Individualität des frühkindlichen Menschen hindeutet, andererseits aber auch auf die Trennung von der symbiotischen Geborgenheit der Mutter, die er vernichtet, weil er nicht in ihrer ursprünglichen ozeanischen Obhut verbleiben kann.

Marduk, so wird berichtet, schneidet das getötete Ungeheuer (Tiāmat) wie einen getrockneten Fisch entzwei. Mit der einen Hälfte schafft er das Himmelsgewölbe, an das er die Gestirne, Wolken und Wasser setzt. Mit der anderen Hälfte schafft er die unterirdischen Wasser, damit auch Euphrat und Tigris fließen können. Danach beschließt er, „ein großes Werk zu schaffen“:

*Ein Gewebe von Blut will ich machen, Gebein will ich bilden,
Um ein Wesen entstehen zu lassen: Mensch sei sein Name.
Erschaffen will ich ein Wesen, den Menschen.
Ihm auferlegt sei der Dienst der Götter zu ihrer Erleichterung.*

Das, was hier die Götter an Rebellion und Tod veranstalten, sind in Wirklichkeit, so Bischof, Reflexionen der frühkindlichen Erfahrung aus der Zeit, da der Mensch sich seine Welt in dem Moment selbst erschafft, da er sich seiner Getrenntheit von ihr bewusst wird. Indem der Mensch entsteht, entsteht die Welt.

Misslungene Emanzipation

Die mythologische Trennung von Himmel und Erde als Ausdruck der Erkenntnis der eigenen Identität und der Unterscheidung von sich und den eigenen Eltern ist als die *Norm* frühkindlicher Entwicklung zu betrachten. Es gibt aber offenbar auch Fälle, da diese Loslösung von den Eltern nicht in vollem Umfang gelingt und statt dessen zeitlebens so etwas wie eine symbiotische Einheit bleibt, die dann dazu führt, dass diese Kinder nie richtig erwachsen werden und stets in der Verstrickung ihrer Familie verhaftet bleiben. Solche Kinder dürften es schwer haben, selbständig zu leben, dürften auch nur begrenzt beziehungsfähig sein und verharren vielleicht lebenslang in einer elterlichen Wohngemeinschaft, vorzugsweise mit der Mutter.

Bischof verweist in diesem Zusammenhang auf Studien von Roland Grossarth-Maticek in den Siebzigerjahren, der in akribischer Weise Befragungen von Rechtsradikalen und Linksradiikalen durchführte, um die sozio-ökonomischen und sozio-psychologischen Hintergründe von extremistischen Gruppen zu untersuchen. Seine Forschungen ergaben, dass

Linksextremisten meistens aus Familien kommen, in denen der Vater schwach oder abwesend und die Mutter vereinnahmend, verwöhnend, also das Kind emotional an sich bindend, erlebt wurde. Die so erzogenen Kinder neigten dann dazu, sich von dieser über-protektiven Mutter zu befreien, weshalb sie Bischof zum *emanzipatorischen* Mythen-Typ zählt. Nationalismus, Patriotismus und Konservatismus sind ihnen offenbar verhasst.

Bei *Rechtsextremisten* hingegen spielt die Mutter zwar auch eine wichtige Rolle, sie wird aber eher idealisiert, während der oft als übermächtig erlebte Vater verteufelt wird, weil er die Mutter lieblos und ungerecht behandelt hat. Oft sehnen sich solche Kinder danach, die Mutter gegen den Vater zu verteidigen. Sie neigen zum *nostalgischen* Mythen-Typ, der traditionelle Werte hochhält, dem Fremden zurückhaltend gegenübersteht und sich in patriotisch-fundamentalistischer Weise mit der eigenen Nation, dem eigenen Volkstum, der eigenen Subkultur identifiziert.

Ich vermute, dass sich diese psychosozialen Zusammenhänge nicht nur auf gesellschaftliche und politische Einstellungen auswirken, sondern auch auf religiöse Belange. Der emanzipatorische Typ wird die Fesseln religiöser und dogmatischer Erstarrung sprengen wollen, während der nostalgische Typ eher dazu neigt, sich in der symbiotischen Geborgenheit fundamentalistischer Erklärungsmodelle wohl zu fühlen.

Wer beispielsweise als Mitglied einer konservativen Gemeinschaft die biblische Schöpfungsgeschichte wörtlich nimmt, gehört tendenziell eher dem nostalgischen Typ an, weil er das geschlossene Weltbild für sich bewahren will. Er dürfte unter einem übermächtigen Vater gelitten haben und identifiziert sich weitgehend mit der idealisierten Mutter. Wer hingegen die traditionelle Religion als einen unerträglichen Ballast abzuwerfen geneigt ist, zählt zum emanzipatorischen Typ, der sich von seiner ihn stark vereinnahmenden Mutter zu befreien sucht. Ein Vater, der ihn vor seinen Eskapaden retten könnte, ist nicht in Sicht.

Moderne Mythen

Wir modernen Menschen bilden uns zuweilen ein, wir hätten keinen Bedarf an Mythen mehr und hätten unsere Vorstellungswelt von den alten Mythologien weitgehend bereinigt, also „entmythologisiert“. Doch auch diese Meinung dürfte ein Mythos sein (hier im saloppen Sinn gebraucht). Insbesondere die Naturwissenschaften haben ja den Anspruch, alte Mythen durch moderne empirische Erkenntnisse und strenge wissenschaftliche For-

schungsergebnisse zu ersetzen. Doch wage ich zu behaupten, dass auch die modernen Wissenschaften nicht ohne mythisch-angehauchte Bilder auskommen können, weil die empirischen Befunde und theoretischen Überlegungen der Wissenschaften im Grunde nur dann einen Sinn ergeben, wenn sie jeweils in modellhafte Konstrukte, die „Theorien“ genannt werden, einfließen, die in sich rund und stimmig sein müssen, um dem menschlichen Bedürfnis nach Plausibilität, Bildhaftigkeit und Abgeschlossenheit zu entsprechen. Je griffiger und anschaulicher diese modellhaften Vorstellungen sind, desto größer die Chance, dass sich solche wissenschaftlichen Theorien im allgemeinen Bewusstsein durchsetzen.

Man denke nur an solche Begriffe wie Atom, Milchstraße, Urknall, Schwarzes Loch, um zu verstehen, wie wir uns die Erkenntnisse wissenschaftlicher Forschung in einer geradezu mythologisch anmutenden Weise begreifbar und verständlich zu machen suchen. Ohne solche vereinfachenden Bilder oder „Mythen“ hätte es die Wissenschaft sehr viel schwerer, ihre oft abstrakten mathematischen Theorien beim Laienvolk zu popularisieren. Mythisch angehauchte Bilder erleichtern es, wissenschaftliche Theorien zu verstehen; sie laufen aber auch Gefahr, die oft noch unzureichend belegten Erklärungsmodelle für „bare Münze“ zu nehmen. So überzeugend und eingängig die modernen wissenschaftlichen Weltbilder und Modelle auch sein mögen, wir müssen uns bewusst bleiben, dass auch die modernen Weltbilder nur Modelle oder Mythen sind, die wir nicht mit der Wirklichkeit verwechseln dürfen.

Indem ich hier wissenschaftliche Weltbilder als moderne „Mythen“ bezeichne, will ich aber die naturwissenschaftlichen Weltentstehungsmodelle nicht mit den althergebrachten Schöpfungsmythen auf eine Stufe stellen. Während die alten Mythologien vor allem Reflexionen menschlicher Urerfahrungen und traumatischer Erlebnisse gewesen sein dürften, stellen moderne wissenschaftliche Sprachmythen immerhin griffige Veranschaulichungen von genauen Beobachtungen beziehungsweise gut fundierten und weithin überprüften Forschungstheorien dar, die ernst genommen werden wollen.

Bevor wir uns nun gemeinsam auf die Suche nach neuen Weltbildern begeben und nach weiteren modernen wissenschaftlichen Erkenntnissen über die Entstehung der Welt und des Menschen Ausschau halten, möchte ich mich im nächsten Kapitel zunächst noch der Bedeutung des biblischen Schöpfungsberichts widmen.

DER BIBLISCHE SCHÖPFUNGS- BERICHT

Bei der Betrachtung der biblischen Schöpfungserzählung im Buch der Genesis, die das jüdisch-christliche Denken der letzten Jahrtausende mit geprägt und auch islamische Vorstellungen von der Weltentstehung maßgeblich beeinflusst hat, will ich zunächst die Frage stellen, ob der „Bericht“ wortwörtlich im Sinne einer naturwissenschaftlichen Theorie zu verstehen ist oder eher als eine mythologisch-theologische Weltanschauung. Dann werde ich den Schöpfungsbericht von Gen 1 mit dem zweiten Schöpfungsbericht von Gen 2 vergleichen und auf Unterschiede zwischen beiden hinweisen. Danach stelle ich diese biblischen Schöpfungsberichte den heute weithin anerkannten naturwissenschaftlichen Weltentstehungstheorien gegenüber. Anschließend versuche ich kurz, die theologischen Anliegen der biblischen Erzählung herauszuarbeiten, bevor ich zum Schluss zu einer mythologisch-psychologischen Deutung der biblischen Weltentstehungsgeschichten im Sinne von Norbert Bischofs Mythentheorie komme. Aber vorab noch eine statistische Information:

Nach einer Umfrage⁴ glauben 46 Prozent der deutschen Bevölkerung, dass die Welt durch einen langen Evolutionsprozess im Sinne Darwins ohne ein Eingreifen Gottes entstanden ist. 20 Prozent glauben an einen von Gott gesteuerten längeren Entwicklungsprozess; 18 Prozent hingegen sind von Gottes Schöpfung innerhalb der letzten 10 000 Jahre überzeugt und gehen somit von einem eher wörtlich zu nehmenden biblischen Schöpfungsbericht aus. Die übrigen 16 Prozent haben noch eine andere oder gar keine Meinung zu diesem Thema.

Nimmt man die atheistischen und theistischen Befürworter der Evolutionstheorie zusammen, so machen diese „Evolutionisten“ immerhin zwei Drittel der deutschen Bevölkerung aus. Gruppiert man hingegen diejenigen,

die an eine kurzfristige Schöpfung glauben, mit denen zusammen, die an einen langfristigen, aber durch Gott gesteuerten Evolutionsprozess glauben, so machen diese „Schöpfungsgläubigen“ immerhin noch ein gutes Drittel der deutschen Bevölkerung aus. In den USA hingegen dürfte der Anteil der Schöpfungsgläubigen an der Gesamtbevölkerung wesentlich höher liegen als in Deutschland, zumal in Amerika auch der Anteil der Anhänger einer wortwörtlichen Auslegung der Bibel weitaus höher ist.

Stellen wir uns angesichts dieser Umfragedaten also zunächst der alten Frage, ob der biblische Schöpfungsbericht wörtlich zu nehmen sei oder nicht.

Eine Frage der Bibelauslegung

Manche sogenannte „Kreationisten“, die an die wörtliche Auslegung der Schöpfungsgeschichte glauben, werfen den Evolutionisten vor, sie würden die Bibel nur deswegen nicht anerkennen, weil sie die modernen Naturwissenschaften über das Wort Gottes stellen. Doch geht dieser Vorwurf am Kern des eigentlichen Problems vorbei, und dieses Problem möchte ich auf die folgende Frage reduzieren: Ist die Bibel, die der christliche Glaube als „Wort Gottes“ begreift, im Sinne einer historischen und naturwissenschaftlichen Faktentreue zu verstehen, oder ist die Bibel „Wort Gottes“ nur im Sinne von theologischen, sinngebenden, spirituellen und existentiellen Wahrheiten, ohne den Anspruch auf historische oder naturwissenschaftliche Verbindlichkeit zu erheben? Anders gefragt: Muss die Bibel als „irrtumslos“ (bzw. „unfehlbar“) gelten oder als ein zwar von inspirierten, aber gleichwohl fehlbaren Menschen verfasstes Buch, das zwar ewige, göttliche Wahrheiten enthält, jedoch nicht frei von antiken Irrtümern und zeitgenössischen Mythen ist?

Das Fachgebiet, das sich mit dieser Art Deutungs- und Auslegungsfragen befasst, ist die Hermeneutik. Ohne hier im Einzelnen auf die verschiedenen Problemfelder einer biblischen Hermeneutik einzugehen, sei gesagt, dass nahezu alle Theologen, die sich mit diesen Fragen auseinandergesetzt haben, die „Irrtumslosigkeit“ der Bibel als vorwissenschaftlichen Biblizismus ablehnen. Demzufolge hat der biblische Schöpfungsbericht einem Naturwissenschaftler nicht vorzuschreiben, welche Erkenntnisse er bei seiner Forschungsarbeit zutage fördern darf oder nicht darf. Die biblischen Weltentstehungsberichte sollen demnach nicht als naturwissenschaftliche Dokumente, sondern als theologische Glaubensaussagen verstanden wer-

den. Das muss, so diese Theologen, den inneren Wahrheitsgehalt der biblischen Aussagen nicht schmälern, sondern wird diese biblischen Wahrheiten gerade ins rechte Licht rücken. Gleichwohl gibt es aber noch einige Bibelausleger, die in einer rein theologischen (oder bloß mythologischen) Deutung der Schöpfungserzählungen einen Verrat am „Wort Gottes“ sehen. Bevor ich weiter unten näher auf die theologischen Wahrheiten und mythologischen Hintergründe der biblischen Weltentstehungsgeschichten zu sprechen komme, ist es vielleicht sinnvoll, sich die unterschiedlichen biblischen Schöpfungsberichte einmal etwas näher anzusehen.

Die zwei Schöpfungsgeschichten

Wer die Bibel kennt, weiß, dass manche biblischen Geschichten mehr als einmal erzählt werden. Einige Geschichten Jesu beispielsweise sind uns im Neuen Testament bis zu vier- oder fünfmal überliefert. Die vier Evangelien berichten über diverse Begebenheiten des Lebens Jesu teils mit identischen Worten, teils in abweichender, um nicht zu sagen: widersprüchlicher Weise. Auch im Alten Testament gibt es ähnlich lautende Passagen, die über dieselben Ereignisse unterschiedlich berichten, etwa wenn man die zwei Königsbücher mit den zwei Chronikbüchern vergleicht. Auch von der Weltentstehung und der Erschaffung des Menschen gibt es mehrere Erzählstränge. Die bekanntesten Schöpfungsgeschichten befinden sich in Genesis 1 und Genesis 2.

In Gen 1 wird die Weltentstehung im Rahmen der weithin bekannten Sechstageschöpfung erzählt, bei der Gott den Menschen am Abend des sechsten Tages erschafft, bevor sich der Schöpfer am siebten Tag von seiner Arbeit ausruht. In Gen 2 steht die Erschaffung des Menschen ganz im Vordergrund, während die übrige Schöpfung weitgehend im Hintergrund bleibt. Bei dieser zweiten Version spielt der Sündenfall eine große Rolle. Ich will hier kurz herausarbeiten, worin sich diese beiden Schöpfungsberichte noch unterscheiden.

Dass es sich bei diesen beiden Weltentstehungsberichten um zwei unterschiedliche Traditionen handelt, zeigt sich schon an sprachlichen Besonderheiten. Beispielsweise lesen wir in Gen 1 von Gott als *Elohim*, einer hebräischen Pluralform von *Eloh* oder *Eloah*, in dem auch das arabische *Allah* anklingt. In Gen 2 und den nachfolgenden Kapiteln wird von Gott als dem *JHWH* oder *Jahweh* gesprochen (je nachdem, ob man die hebräischen Vokale mitliest oder nicht). Man hat deshalb von diesen beiden Traditionssträngen als dem *Elohisten* und *Jahwisten* gesprochen und neigt dazu, den